

SRG SSR idée suisse: Swissness zwischen Auftrag und Wirklichkeit

Teil 1

Wie schwierig es für die SRG SSR idée suisse ist, ihren Leistungsauftrag korrekt zu erfüllen, zeigt nicht nur die teils recht herbe Kritik in den Printmedien und vonseiten verschiedenster Interessengruppen, sondern wird auch aus den vom BAKOM in Auftrag gegebenen Programm-Analysen ersichtlich. Gemäss diesen ist das SRG-Angebot zwar grundsätzlich von hoher Qualität und Professionalität, aber die Programme seien - so heisst es - zu sehr auf die jeweilige Sprachregion fixiert. Eine weitere Schwäche sei die zu starke Ausrichtung der Fernsehunterhaltung auf die Abgrenzung zu schlechten Beispielen der kommerziellen Sender statt auf die Erfüllung eigener Qualitätsziele. Die SRG orientiere sich «reaktiv an einem niedrigen Standard».

Wie die meisten helvetischen Kompromisse ist der Leistungsauftrag der SRG unvollkommen, aber er ist keineswegs missverständlich. Das vom BAKOM geortete Ungenügen der SRG gründet also weder in einem unklaren RTVG noch in einer mangelhaft formulierten SRG-Konzession. An der professionellen Struktur kann es auch nicht liegen, denn nicht Strukturen sind das Wichtigste für Medienschaffende, sondern jene Freiheit, jene Autonomie, welche die Bundesverfassung der SRG tatsächlich gewährt. Selbst beim tolerantesten Betrachter kommen mitunter Zweifel auf, ob innerhalb der SRG allseits der Wille vorhanden sei, diese Freiheit verantwortungsbewusst zur Auftragserfüllung zu nutzen. Dies, obwohl die SRG-Spitze beteuert, quantitativer Markterfolg sei für sich allein kein prioritäres Ziel; Service public und damit die klare Abgrenzung zu privaten, kommerziellen Veranstaltern bedeute Qualität, Relevanz und Vielfalt.

Die SRG hat eine Schweiz und eine «Swissness» so zu widerspiegeln und zu deren Lebendigkeit beizutragen, wie es von keinem anderen Medienunternehmen in diesem Land verlangt wird. Sie kann nicht – oder sollte nicht – mit derselben Nonchalance, die sich etwa ein kleines Lokalmedium ungestraft leisten kann, den Weg des geringsten Widerstandes gehen und nur jene zufriedenstellen, welche in der «schweizerischen Eigenart» ihre persönlichen Wünsche und Interessen sehen. Das gilt nicht nur für ihr Angebot, sondern auch für ihre unternehmerischen Auf-

tritte in der Schweiz und im Ausland. So ist es denn unverzeihlich, wenn eine SRG SSR idée suisse etwa ans EBU-Meeting in Luzern, wo sich öffentlich-rechtliches Radio und Fernsehen von ganz Europa trifft, gerademal Leute aus der Unterhaltung des Deutschschweizer Fernsehens delegiert.

Selbst wenn jeder in der SRG nach bestem Wissen und Gewissen dem Radio- und TV-Gesetz (RTVG) und der Konzession nachzuleben versucht, wird bei der Erfüllung des Leistungsauftrags stets ein Rest von Ungenügen bleiben. Die Schuld daran liegt weder bei der SRG noch beim Gesetzgeber, der die Verfassungsgrundlage zum RTVG geschaffen hat, noch bei den zahlreichen Instanzen, die bei der Ausformulierung des Gesetzes mit mehr oder weniger partikularistischen Interessen mitwirkten. Sie liegt bei der Schweiz selber, bei jener Konfiguration, die wir «Schweiz», «Suisse», «Svizzera» oder «Svizra» zu nennen pflegen und von welcher der Waadtländer Künstler Ben Vautier im Schweizer Pavillon an der Expo '92 in Sevilla bildhaft und provokativ verkündete, dass sie gar nicht existiere.

Was ist «schweizerische Eigenart»? Was ist «Swissness» oder «Suissitude»? Pascal Couchepin, als Bundespräsident dazu befragt, gab sinngemäss zur Antwort, die schweizerische Identität habe ihren Ursprung weit mehr in einer Kultur und einer Methode des Zusammenlebens als in einer spezifischen Wesensart, in einer tief verwurzelten und unveränderlichen «Persönlichkeit» des Landes. Für Brigitte Studer, Professorin für Zeitgeschichte, ist die Definition von «schweizerisch» schwierig, weil die Schweiz eine Nation sei, die sich nicht als solche bezeichne, aber zwischen lokaler Ebene und internationalem Umfeld einen paradoxen Nationalisierungsprozess aufweise. Laut Marco Solari, mitverantwortlich für die Organisation der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, bedeutet «Schweizer» oder «schweizerisch» sein, eine Vielzahl labiler Gleichgewichte zu respektieren.

Seit der Schaffung des Bundesstaates 1848 gibt es für unser Land den offiziellen Ausdruck «Confoederatio Helvetica», und seit 1879 findet sich dieser auch auf unseren

Münzen. Der Name «Helvetia» gaukelt Identität und Einheit vor, die es selbst in politisch und sozial schwierigsten Zeiten nie gab. Stets gab es nebst dem berühmt-berüchtigten Röstigraben die differenzierte Betrachtung der Sprachregionen und der einzelnen Kantone. Selbst dem Begriff «Schweiz» kann man nicht die Ehre angedeihen lassen, seit eh und je eine allseits geliebte Bezeichnung für unser Land zu sein. Erst als im Schwabenkrieg Ende des 15. Jahrhunderts der Feind den Begriff «Schwiezer» für alle am Krieg beteiligten Eidgenossen als Schimpfwort gebrauchte, wurde der Name «Schweiz» eher aus Protest gegen die Schwaben denn aus Zusammengehörigkeitsgefühl in einem gewissen Sinne identitätsstiftend.

Was «Swissness» ist, glaubt man vor allem im Ausland zu wissen. Die Spontanassoziationen bei diesbezüglichen Umfragen entsprechen grösstenteils den traditionellen Klischees wie Berge, Schnee, Seen, Uhren, Schokolade, Käse und Banken. Beim Publikum der Nachbarländer kommen bestenfalls die Neutralität und die innereuropäische politische Isolation hinzu. Je weiter entfernt von der Schweiz die Befragten leben, desto verklärter und traditioneller ist ihr Schweiz-Bild. Fragt man die Schweizerinnen und Schweizer hierzulande selber, was für sie die «Swissness» ausmacht, dann ortet man zwischen den zahlreichen Bekenntnissen zum «typisch Schweizerischen» eine durch viele Formen der politischen, kulturellen und sozialen Beeinflussung gewachsene Selbsttäuschung. Auch sie denken zuerst an Neutralität, politisches Mitspracherecht, hohes Qualitätsniveau, Sicherheit, Ordnung, Friedfertigkeit und Ähnliches. Fragt man sie nach Elementen der «Swissness», stellt man fest, dass sie sich in erster Linie mit ihrer Wohngemeinde, ihrem Wohnkanton und ihrer Sprachregion identifizieren.

Nach Ansicht namhafter Psychologen und Identitätsforscher spielt für die Ausbildung einer individuellen Identität die Sprache eine entscheidende Rolle. Unsere eigene Erfahrung lässt uns kaum an dieser Erkenntnis zweifeln. Bezüglich SRG heisst dies, dass ihre regionale Gliederung einem natürlichen Bedürfnis der Bevölkerung entspricht. In der Tat ist das, was das BAKOM an der SRG bemängelt, nicht das unternehmerisch beinahe autonome Verhalten der Regionalgesellschaften, sondern die Fixierung der Inhalte auf die Region. Die Regionalgesellschaften scheinen Mühe zu haben, die «Idée suisse» in eine gesamtschweizerisch gültige Kommunikationsform umzusetzen. Um jedem Missverständnis zuvorzukommen: Es kann nicht darum gehen, einen Einheitsbrei in drei oder vier

Sprachen über die helvetische Bevölkerung auszugliessen, um so eine einheitliche Identifikation mit der «Swissness» zu erzwingen. Was allenfalls im Nachrichtenbereich funktioniert, würde kläglich scheitern, wo man es mit sprachabhängiger Kultur und Kreativität zu tun hat. Es geht um die Osmose zwischen den Sprachregionen, um den ständigen Fluss typisch regionaler und lokaler «Swissness», gesteuert von Programmschaffenden, die den Leistungsauftrag nicht als Last, sondern als Ansporn zur Kreativität empfinden! Das Einzige, was Aufsichtsorgane und zentrale Instanzen der SRG dabei tun haben, ist, den osmotischen Druck nach bewährten Regeln der Konkordanz zu ordnen. Das kann nicht allein durch den Finanzausgleich unter den Regionalgesellschaften geschehen, denn dieser regelt bestenfalls eine gewisse quantitative Parität.

Je mehr «Regionalismus» in den Programmen, je heftiger der Kampf um Marktanteile und je stärker die Ausrichtung auf gleichsprachige ausländische Konkurrenzangebote, desto mehr wachsen die sprachregionalen Egoismen ins Kraut. Es geht nicht darum, Jahrhunderte alte Kirchturmpolitik und typisch schweizerischen Kantönligeist mittels eines gesetzlich reglementierten medialen Exorzismus auszutreiben, in der Hoffnung, alle Schweizerinnen und Schweizer würden dereinst gleichermaßen kniefällig einer imaginären Urmutter Helvetia huldigen. Die Schweiz wird stets ein Land unvereinbarer Gegensätze bleiben. Aus dem Appenzeller soll nie ein Genfer werden, aus dem Tessiner nie ein Basler Bebbi und aus dem Romanisch Bündner nie ein Jurassier und aus all diesen sicher keine «Einheitsschweizer». Diese Gegensätze machen die «Swissness» aus, und das Schöne daran ist, dass sie bis heute nicht nur den schlimmsten Krisen, sondern auch allen Einebnungsprozessen durch Globalisierung und Normierung in allen Lebensbereichen widerstanden haben.

Aufgabe der SRG SSR idée suisse ist es, dieses Land der Gegensätze für seine Bürgerinnen und Bürger sichtbar und verständlich zu machen. Sie soll und darf ihr Publikum nicht durch Überfütterung mit Angeboten in seiner eigenen Sprache, an seiner eigenen Kultur und Mentalität gemessen, zu regionalen Isolationisten heranzüchten. Was nottut, ist echte Osmose, eine Art «endogener Integrationsprozess». Es reicht nicht, anlässlich der 700-Jahr-Feier und am 1. August mit aufwändigen Sonderprogrammen ein nationalistisches Strohfeuer zu entfachen. Der Röstigraben und das Gotthardmassiv lassen sich nur überwinden, wenn sich der aufrichtige Wille zum Brückenschlag auch im alltäglichen Programmgeschehen aus-

drückt. Der Deutschschweizer soll aus «seinem» Radio und «seinem» Fernsehen erfahren, wie der Genfer Politik betreibt, der Tessiner Bergbauer sein Heu einbringt und die Rätoromanen mit ihrer Vielsprachigkeit zurechtkommen. Der Jurassier soll aus «seinem» Programm erfahren, wie die Glarner ihren Zieger herstellen, die Tessiner ihre Grottos betreiben und die Bündner mit ihrem «Rumantsch Grischun» zurechtkommen. Was den Kontakt zu anderen «helvetischen» Kulturen betrifft, sind die Tessiner zwar die Musterknaben, aber auch ihnen ist manches fremd, was abseits der grossen Verkehrsströme liegt, die von Süd nach Nord, von Ost nach West durch unser Land ziehen.

Es ist nicht damit getan, dass Reporterinnen und Reporter ausschwärmen, um danach nur das in die Programme einfließen zu lassen, was mit jener regionalen Mentalität kompatibel ist, die sie selber vertreten. Die SRG soll, darf und kann es wagen, auch die sprachliche Diversität, statt sie regional zu zergliedern, ganzheitlich in ihren Angeboten wirken zu lassen. Dazu bedarf es weder linguistischer Vollkommenheit noch unweigerlich verfälschender oder zumindest reduktiver Übersetzungen und Adaptationen, denn: immerhin gehört zur «Swissness», dass man hierzulande schon in jungen Jahren nicht nur Englisch, sondern auch Französisch und Italienisch, bestenfalls sogar Rumantsch als Fremdsprachen lernt. Wenn die Sprache bei der Entwicklung von Identität die wichtigste Rolle spielt und die Schweiz eine selbständige vielsprachige Nation bleiben soll, kommt die SRG nicht darum herum, Vielsprachigkeit als Instrument zur Schaffung und Pflege einer typisch schweizerischen Identität zu nutzen. Sie findet in ihren Programmrastern stets genügend Raum sowohl für die gewagtesten Experimente moderner Komponisten und die elitärsten philosophischen Debatten als auch für die banalste Unterhaltung fremdländischer Machart. Da dürfte es ihr wohl nicht schwerfallen, auch echter interregionaler Verständigung ein wenig Spielraum zu geben.

Walter Fankhauser

Walter Fankhauser war Redaktor in einer Nachrichtenagentur und Leiter Marketing und Media-Dienst von Schweizer Radio International; er lebt in Thun.

Bern, 1. Juni 2010
Gesellschaft für Medienkritik (gfmks)

Dieser Text ist mit Quellenangabe zur Publikation frei.